These 10

Nach vierzig Jahren der Teilung waren die Menschen in Ost- und Westdeutschland von gegensätzlichen Systemen – der sozialistischen Planwirtschaft im Osten und der Sozialen Marktwirtschaft im Westen – geprägt. Zerrbilder im Osten wie im Westen – verursacht durch die Propaganda der SED und deren Medien – sowie die von der DDR angestrebte totale Abschottung bewirkten vielerorts Unkenntnis und bestimmten das Bild voneinander. Verschiedene Lebenserfahrungen, Lebensentwürfe, Lebenserwartungen und Mentalitäten trafen aufeinander.

— · — · —

Ein Staat – Zwei Gesellschaften?
Was Deutsche in Ost und West verbindet und trennt

Klaus Schroeder

Der schleichende wirtschaftliche, politische und ideologische Niedergang der DDR führte schließlich am 9. November 1989 zum Fall der Mauer. Geradezu euphorisch und unter vielen Tränen freuten sich die Deutschen aus Ost und West über das Wiedersehen nach fast 45 Jahren Teilung. Zeigten sich breite Mehrheiten in Ost und West im Frühjahr/Sommer 1990 von der Zusammengehörigkeit der Deutschen und der Notwendigkeit der Wiedervereinigung überzeugt, erodierte dieses Selbstverständnis bereits wenige Jahre später. Viele Westdeutsche sahen angesichts des desolaten Zustandes der DDR-Wirtschaft hohe Kosten auf sich zukommen, viele Ostdeutsche wiederum befürchteten Ar-

beitslosigkeit sowie soziale und materielle Benachteiligung gegenüber den Westdeutschen. So folgte auf die nationale Euphorie der Katzenjammer. Ein seinerzeit an West-Berliner Schulen kursierender Witz nahm diese gewandelte Haltung Berlin-typisch auf: Ein Ost-Berliner Schüler begegnet am Brandenburger Tor einem West-Berliner Schüler und sagt euphorisch „Wir sind ein Volk". Darauf antwortet der Angesprochene mit den Worten „Wir auch".

Die Schwierigkeiten des Vereinigungsprozesses und das Unbehagen an der Einheit können freilich nicht angemessen erklärt werden, wenn die jahrzehntelange Teilung und das Leben in diametral entgegengesetzten Gesellschaftssystemen nicht berücksichtigt werden. Im Oktober 1990 standen sich zwei deutsche Teilgesellschaften gegenüber, die sich vor allem in Sozialstruktur und Alltagskultur stark unterschieden. Die alte Bundesrepublik war sozial und kulturell eine mittelschichtsdominierte, die DDR eine verproletarisierte Gesellschaft. Eine hochgradig individualisierte und pluralisierte, substanziell in den Westen integrierte Gesellschaft stieß auf ein institutionell sowjetisiertes, im mentalen Kern aber doch eher typisch deutsches Gemeinwesen in einem sehr herkömmlichen, eher altmodischen Sinn.

Trotz der nie abreißenden innerdeutschen Kontakte waren sich die Menschen nach 45 Jahren Teilung fremd geworden; nach neunzehn Jahren gemeinsamen Lebens in einem Staat sind sich viele in Ost und West immer noch nicht nähergekommen. In der Selbstbeurteilung werden erstaunliche Unterschiede deutlich. Die ehemaligen DDR-Bewohner schreiben sich und ihren „Leidensgenossen" vor allem positive Eigenschaften zu. Sie bewerten sich als sozial eingestellt, gefühlsstark, fleißig, friedfertig und engagiert. Die Westdeutschen dagegen beurteilen sich zwar ebenfalls durchaus positiv, sind aber auch wesentlich selbstkritischer und bejahen zum Teil die ihnen von Ostdeutschen zugeschriebenen negativen Eigenschaften, über-

heblich, machtgierig, ehrgeizig und egoistisch zu sein. Die Ostdeutschen sehen sie in einem eher milden Licht und halten sie vor allem für hilfsbereit, freundlich, ehrlich und zuverlässig, aber auch für unzufrieden, misstrauisch, ängstlich und bequem. Beide Seiten vermuten tiefgreifende Unterschiede zwischen den Deutschen in Ost und West in der jeweiligen Lebensweise, der Art zu denken und zu fühlen sowie in dem, was sie im Leben für wichtig halten. Nicht einmal jeder Fünfte sagt, die Landsleute im ehedem anderen Teil Deutschlands stünden ihm nahe.

In der wechselseitigen Wahrnehmung schimmern auch alte systemspezifische Vorurteile durch. Die Ostdeutschen wähnen sich den Westdeutschen moralisch überlegen, so wie nach alter SED-Lesart der Sozialismus dem Kapitalismus um Lichtjahre voraus war. Deutlich wird diese Empfindung, wenn 50 Prozent der Ostdeutschen sich und die anderen früheren DDR-Bewohner für ehrlich halten, aber nur 8 Prozent den Westdeutschen das Gleiche zubilligen. Die Bewohner der alten Länder wiederum gestehen ihre eigenen positiven Eigenschaften den neuen Bundesbürgern nicht zu. Es scheint so, als ob sich die Westdeutschen – mehr oder weniger bewusst – die Erfolgsgeschichte ihres Landes persönlich zuschreiben, während sie die Ostdeutschen in die Rolle der Verlierer und der wohlwollend Bemitleideten drängen und für die Misserfolge der DDR verantwortlich machen. Ein dominanter Sieger steht hiernach einem trotzigen Verlierer gegenüber.

Die nicht zu übersehenden alltagskulturellen und mentalen Differenzen lassen sich vor allem auf unterschiedliche Sozialisationserfahrungen zurückführen. Die kollektive und autoritäre Form der Erziehung in der DDR und des Umgangs miteinander erstreckte sich nicht nur auf den politisch-ideologischen, sondern insbesondere auch auf den mentalen Bereich und prägte die Menschen unbewusst. Schon in Kindergarten und Schule, aber auch in ih-

rer Freizeit wurden Kinder und Jugendliche zur Unterordnung unter Kollektiv und Partei erzogen. Nahezu alles wurde vorgeschrieben und inszeniert. Diese Form des Umgangs setzte sich bei der Organisation des Erwachsenenalltags fort.

Selbst in der privaten Lebensführung existierten systembedingte Unterschiede, obschon gerade hier zugleich viele Gemeinsamkeiten vorhanden waren. Die Kleinfamilie blieb in Ost und West trotz aller Veränderungen die bedeutendste Einheit der Gesellschaft. In beiden deutschen Teilstaaten genoss das Familienleben in der subjektiven Wertschätzung der Bevölkerung höchste Priorität. Allerdings prägte der gesellschaftliche Rahmen den Alltag einer typischen DDR-Familie vergleichsweise stärker. Die äußeren Bedingungen (Erwerbstätigkeit beider Elternteile, Wohnungsnot, Familienfördermaßnahmen etc.) erzwangen eine weitgehende Gleichförmigkeit der Lebensplanung, deren sichtbarer Ausdruck vergleichsweise frühe Eheschließungen und Erstgeburten waren. Das Privatverhalten in der späten DDR erinnerte zumindest in den Grundeinstellungen wie Ordnungsliebe, Autoritätsgläubigkeit, Verlässlichkeit und Regelmäßigkeit an die Lebensführung in der Bundesrepublik der späten 1950er und frühen 1960er Jahre. Bis zum Ende war die Kleinfamilie in der DDR allerdings keineswegs ein abgeschotteter, durchprivatisierter Lebensbereich wie zumeist in der Bundesrepublik, sondern blieb eine in erheblichem Umfang von offiziellen Vorgaben durchdrungene und nicht selten von ihren Mitgliedern instrumentalisierte Lebenssphäre.

Stärker noch als das Alltagsleben unterschied sich das Berufsleben in den beiden deutschen Staaten. Während im Westen berufliche und private Sphäre weitgehend getrennt blieben, bildeten sie im Osten zum Teil nahezu eine Einheit. Der Einzelne war im Arbeitsleben nicht nur in Kollektive eingebunden, sondern erfuhr seinen Betrieb als so-

zialen Raum, der weit über das Berufsleben hinausging. Nicht wenige Werktätige empfanden ihren Betrieb gar als „Ersatzfamilie" – eine Tendenz, die die SED zu verstärken versuchte, da sie sich hiervon eine bessere Beeinflussung und Kontrolle der Individuen versprach.

Im Rückblick wird deutlich, in welchem Maße die alte bundesdeutsche Gesellschaft durch schnelle Wohlstandsgewinne, sozialen Wandel, Wertveränderung und Auflösung tradierter Strukturen geprägt war. Das Erhard'sche Versprechen eines „Wohlstands für alle" wurde in den 1960er Jahren eingelöst und sicherte der Bundesrepublik eine historisch einmalige soziale und politische Stabilität. Auch die Ostdeutschen erlebten – wenngleich auf deutlich niedrigerem Niveau – eine positive Wohlstandsentwicklung. Gleichwohl war ihr Alltagsleben bis zuletzt von Versorgungsmängeln und Einschränkungen im Konsum geprägt. Wurde die westdeutsche Gesellschaft spätestens in den 1970er Jahren zu einer Überflussgesellschaft, blieb die DDR eine Mangelgesellschaft.

Die in der alten Bundesrepublik trotz des sozialen und kulturellen Wandels fortbestehende (alltags-)kulturelle Differenz zwischen sozialen Gruppen, Schichten und Individuen war systembedingt in der DDR geringer und anders ausgeprägt. Hier überwog das Gemeinsame das Trennende, zumal Möglichkeiten zur Abgrenzung und zur Herausbildung von schichtenspezifischer Identität nur eingeschränkt gegeben waren. Vor allem Verhalten und Selbstverständnis der Eliten und Intellektuellen bzw. der Intelligenz differierten beträchtlich. In der DDR hatten die von der obersten Machtelite rekrutierten staatstragenden Kräfte die Aufgabe, Vorgaben umzusetzen und loyal zu sein; daran maß sich Erfolg oder Misserfolg. Im Westen dagegen mussten die jeweiligen Funktionseliten der Logik des Teilsystems folgen und konnten nur dann ihre Positionen behaupten, wenn sich tatsächlich Erfolge einstellten.

Eine weitere Differenz bestand in der unterschiedlichen Siedlungsstruktur. Während in der Bundesrepublik der wirtschaftliche und soziokulturelle Entwicklungsprozess mit einer schnellen Verstädterung einherging, konservierte sich die Stadt-Land-Verteilung der Bevölkerung in der DDR wegen der zentralistischen und deterministischen Regionalplanung in erstaunlichem Maße. Zwar lässt sich auch dort mit dem relativen Bedeutungsverlust der Landwirtschaft eine Zunahme der Bevölkerung in mittleren und größeren Städten feststellen, aber insgesamt überwogen Ende der 1980er Jahre die strukturellen Unterschiede zwischen Bundesrepublik und DDR. Nahezu jeder vierte DDR-Bewohner lebte in Gemeinden mit weniger als 2.000 Einwohnern (West: knapp 6 Prozent); ein nur wenig höherer Anteil (27,1 Prozent) hatte dagegen seinen Lebensmittelpunkt in Städten mit mehr als 100.000 Einwohnern (West: 33,5 Prozent). Die Verteilung der Bevölkerung auf unterschiedliche Gemeindegrößen in der DDR ähnelte der der Bundesrepublik Ende der 1960er Jahre.

Angesichts der diametralen Folgen von Überfluss und Mangelwirtschaft entwickelte sich auch das Verhältnis der Menschen zueinander und miteinander auseinander. Soziales Verhalten zur Kompensation alltäglichen Mangels war in der Bundesrepublik der 1970er und 1980er Jahre nicht mehr notwendig. Hier entstanden soziale Netzwerke und nachbarschaftliche Beziehungen über gemeinsame Interessen und Aktivitäten und selten wie in der DDR über informelle Tausch- und nachbarschaftliche Arbeitsbeziehungen und gemeinsame Betriebszugehörigkeit. Auch wenn sich nach der Wiedervereinigung Wertemuster und Verhaltensstrukturen angenähert haben, sind die Nachwirkungen der systembedingten Unterschiede zumindest bei älteren Generationen immer noch sichtbar.

Systembedingte Nachwirkungen sehen wir – wenn auch in stark abgeschwächter Form – weiterhin auch in den Er-

ziehungsstilen. Mit der „Kommandopädagogik" der SED korrespondierte ein vergleichsweise autoritärer familiärer Erziehungsstil. Anders als in der Bundesrepublik, in der die Jugendrevolte der 1960er und 1970er Jahre – trotz ihres radikalen Überschwangs und entgegen der Intention mancher ihrer Protagonisten – zu einem grundlegenden Wertewandel und zu einer Orientierung der Pädagogik an mehr Liberalität und Toleranz geführt hatte, blieben in der DDR autoritäre Erziehungsmuster weitgehend ungebrochen erhalten. Selbst in Familien, in denen der totalitäre Anspruch der SED auf wenig Gegenliebe stieß und autoritäre Erziehungsstile abgelehnt wurden, waren einer „Gegenerziehung" systembedingt Grenzen gesetzt. Der „DDR-Normalbürger" schlüpfte in die ihm zugedachte Rolle, sicherlich nicht ohne Schweykschen Eigensinn, aber doch mit einem öffentlich erkennbaren Ergebnis: dem Verhalten eines sozialistischen Untertans, der – wie es Irene Böhme zutreffend charakterisiert – möglichst keine Verantwortung übernimmt und durch unauffälliges Verweigern gekennzeichnet ist.

Die Nachwirkungen unterschiedlicher Sozialisationen vermengen sich besonders bei den mittleren und älteren Generationen seit neunzehn Jahren mit den Erfahrungen im Vereinigungsprozess, so dass sich alte Vorurteile reproduzieren und nostalgische Stimmungen auftreten. In der Beurteilung der neuen politischen und gesellschaftlichen Ordnung stimmt eine sehr breite Mehrheit der ostdeutschen Bevölkerung eher mit der anderer ost-mitteleuropäischer Transformationsländer überein als mit der westdeutschen. Im Kern ist die ostdeutsche Gesellschaft auch neunzehn Jahre nach der Wiedervereinigung immer noch vor allem eine postsozialistische.

Die weiterhin bestehenden Unterschiede in Wertauffassungen, Einstellungen und Mentalität lassen sich zum Teil aber auch aus der fortbestehenden unterschiedlichen sozia-

len Zusammensetzung der Teilgesellschaften erklären. In Ostdeutschland gibt es als Erbe der verproletarisierten und ländlicheren DDR sozial und kulturell mehr Arbeiter und weniger Angehörige der Mittel- und Oberschicht als im Westen. Dies spiegelt sich auch in der subjektiven Schichteinordnung wider. Während sich in den alten Ländern weiterhin eine breite Mehrheit der Mittelschicht zuordnet, dominiert auch neunzehn Jahre nach der Wiedervereinigung in den neuen Ländern eine Selbsteinstufung in die Unter- und Arbeiterschicht.

So verschieden sich die Deutschen in Ost und West in der wechselseitigen Wahrnehmung vorkommen mögen und es tatsächlich sind, so ähnlich werden sie von außen gesehen. Die gemeinsamen, als typisch deutsch erachteten Züge treten in der Außenbeobachtung stärker hervor als die Differenzierungen und Gräben. Auch lassen sich erhebliche erhalten gebliebene Kontinuitäten feststellen, so die Neigung zum Perfektionismus, zu technischen Tüfteleien (jedenfalls bei Männern), das Beharren auf dem Unbedingten und der Wechsel von einem Extrem ins andere. Eine Mehrheit der Deutschen verbindet zudem ein ausgeprägter Hang zum Materiellen, der naturgemäß aufgrund nachholender Effekte im Osten stärker als im Westen ausgeprägt ist. Die Deutschen sind sich also ähnlicher, als Äußerungen und Umfragen vermuten lassen, auch wenn Einstellungs- und Wertemuster auf der Zeitachse verschoben sind. Vordergründig systembedingt nachwirkende unterschiedliche Mentalitäten lassen sich insofern durchaus auch auf einen gemeinsamen Kern zurückführen. Selbstgerechtigkeit und Selbsterniedrigung erscheinen damit als zwei Seiten ein und derselben Medaille deutscher Identität.

Die unterschiedlichen Erfahrungen und Mentalitäten zeigen sich vor allem im differenten, mitunter sogar gegensätzlichen Verhältnis zum Gemeinwesen und zu den staatlichen und gesellschaftlichen Institutionen. Letztere sind

vielen Ostdeutschen äußerlich und fremd geblieben; sie entsprachen nicht ihren idealisierten Vorstellungen. Die Ernüchterung über die Realität führte nicht nur bei ewig Gestrigen zu einer Renaissance sozialistischen Gedankenguts, demzufolge die kapitalistische Bundesrepublik von sozialer Kälte und Klassengegensätzen beherrscht wird, auch Normalbürger sehen sich als vom Westen bzw. vom Kapitalismus unterdrückt und ausgebeutet. Von diesem schon bald nach der Vereinigung eingetretenen Einstellungswandel profitierte vor allem die PDS, die bei Wahlen ihren relativen Stimmenanteil in Ostdeutschland verdoppeln konnte. Nach ihrem Zusammenschluss mit der WASG und ihrer Umbenennung in „Die Linke" breitet sich die ehemalige Staatspartei der DDR auch auf den Westen aus. Das neue Fünf-Parteien- bzw. -Fraktionen-System verändert die politische Landschaft der Bundesrepublik stärker, als es auf den ersten Blick scheint, da sich nicht nur die politische Stabilität, sondern auch Inhalte und Strategien nahezu aller Parteien wandelten.

Die Schwierigkeiten des Zusammenwachsens resultieren aber auch aus der Ausgangssituation. Die Vereinigung erfolgte nicht auf Augenhöhe, gewissermaßen von gleich zu gleich, sondern als Beitritt eines kollabierenden Staates zu einem größeren deutschen Kernstaat. Fast alle DDR-Bewohner erstrebten die Einheit, um so schnell wie möglich so leben zu können wie die Westdeutschen. Diese wiederum wollten in ihrer weit überwiegenden Mehrheit weder den Lebensstil ihrer „Brüder und Schwestern" noch die „sozialistischen Errungenschaften der DDR" übernehmen. Aus dieser Ausgangslage erklären sich die identitätstiftende ostdeutsche Trotzreaktion ebenso wie westdeutsche Überlegenheitsgefühle. Hieran hat sich bis heute wenig geändert.

Eine sehr breite Mehrheit der Ostdeutschen sieht gleichwohl ebenso wie eine absolute Mehrheit der Westdeut-

schen die Vereinigung eher mit Freude als mit Sorge. Die Sehnsucht nach alten Zeiten, die weniger real als konstruiert aufscheint, ist in Ost und West gleichermaßen verbreitet, wobei entgegen der öffentlichen Wahrnehmung die „Westalgie" derzeit mehr Menschen umtreibt als die „Ostalgie". Trotz der generellen Freude ist das Unbehagen an der Einheit gleichermaßen unter Ost- und Westdeutschen vorhanden, wenn auch aus unterschiedlichen Motiven. Viele Ostdeutsche halten das durch gewaltige Finanztransfers aus dem Westen in ihren Landstrichen und Haushalten Geschaffene für selbstverständlich und sehen weitergehende Ansprüche als nicht erfüllt an. Unter Westdeutschen entwickelten sich angesichts der hohen Vereinigungskosten, die für sie nachhaltige Wohlstandseinbußen bedeuten, ebenfalls Zweifel an der Einheit und vor allem an dem von der Politik eingeschlagenen Vereinigungspfad.

Die Nachwirkungen systembedingter Unterschiede und Gegensätzlichkeiten lassen sich nur überwinden, wenn zum einen soweit als möglich zwischen System und Lebenswelt differenziert wird, und wenn zum anderen mehr Verständnis und Akzeptanz für unterschiedliche Lebensläufe und Lebensweisen vorhanden sind. Ohne die direkte Verstrickung von ehemaligen DDR-Bürgern in das Unterdrückungssystem des SED-Staates auszublenden, ist es überfällig, stärker das Gemeinsame und die Zusammengehörigkeit zu betonen. Die notwendige Aufarbeitung der deutschen Teilungsgeschichte soll zum Zusammenwachsen und nicht zum fortgesetzten Auseinanderdividieren beitragen.

Literatur

Deutz-Schroeder, Monika / Schroeder, Klaus: Soziales Paradies oder Stasi-Staat? Das DDR-Bild von Schülern – ein Ost-West-Vergleich. – München / Stamsried: Verlag Ernst Vögel, 2008. – (Berlin & München; 6).

Schroeder, Klaus: Die veränderte Republik. Deutschland nach der Wiedervereinigung. – München / Stamsried: Verlag Ernst Vögel, 2006. – (Berlin & München; 4).

Schwarz, Hans-Peter (Hrsg.): Die Bundesrepublik Deutschland. Eine Bilanz nach 60 Jahren. – Köln u. a.: Böhlau-Verlag, 2008.